

Begebenheiten mit aufregenden und schaudererregenden Einzelheiten in einer Weise beschreiben oder bildlich darstellen, die das allgemeine moralische Empfinden oder die häusliche Ordnung verwirrt oder geeignet ist, zur Verbreitung von Selbstmord und Verbrechen zu führen.“

Die beiden Artikel berufen sich nicht nur auf den Art. 528 des Strafgesetzbuches, sondern vervollständigen und ergänzen ihn, indem sie seine Anwendungsmöglichkeit ausdehnen. Der Art. 528 sichert die Rechte der öffentlichen Sittlichkeit und der guten Sitten mehr im allgemeinen gegen anstößige Handlungen.

Indes erscheint die bisherige Gesetzgebung vielen um die Jugend Besorgten unzulänglich. Selbst auf dem letztjährigen Kongreß der italienischen Presse zu Riccione, einem Badestädtchen an der Adria, wurde das Problem des Jugendschutzes eifrig erörtert. Der Parlamentsabgeordnete Bettiol erklärte hier, daß zwar die Pressefreiheit gewahrt werden müsse, aber diese Freiheit habe ihre Grenzen in den unausweichlichen Forderungen des Wahren, Rechten und Ehrbaren. Diese Grenzen tun der richtig verstandenen Freiheit des Wortes keinen Abbruch, sichern sie vielmehr. Die Presseleute setzten sich für Selbstkontrolle ihres Standes ein. Gegen die gewissenlosen Geschäftemacher aber wurde das Eingreifen des Staates als nötig anerkannt.

A. Oddone S. J. schreibt in der *Civiltà Cattolica* (Jahrgang 101, Heft 2409 vom 4. 11. 1950), daß mit Nachdruck ein rechtzeitiges wirksames Eingreifen der Regierung angeregt worden sei, um die Druckerzeugnisse für Jugendliche zu regeln. Freilich wurde man sich auch darüber klar, daß mit einem neuen Jugendschutzgesetz nicht alles, nicht einmal die Hauptsache getan sei. Man muß an die Wurzel gehen: die Jugend religiös und moralisch besser erziehen und ihr bessere soziale Lebensbedingungen schaffen.

## Umschau

### Berlin — Hauptstadt wovon?

Berlin empfängt den einfahrenden Zug mit seinem betrüblichsten Anblick. Wenn man dann am Abend über den Kurfürstendamm geht, fragt man sich, ob das dieselbe Stadt ist, die man am Morgen betreten hat. Doch das ist erst der Anfang der Überraschungen.

Das Wiedersehen ist zuerst schmerzlich. Diese Stadt mit ihrer Begabung, unwiderstehlich Liebe zu sich zu erwecken, erspart es keinem, an ihren Wunden mitzuleiden. Dann aber ist sie selbst es, die dem Betroffenen über die Traurigkeit hinweghilft.

Die Berliner glauben an Berlin. „Berlin kommt wieder!“ „Berlin ist die interessanteste Stadt Europas!“ Man meinte, einen Außenposten zu besuchen, und man findet eine Besatzung vor, die sich für den Generalstab hält. Am Anfang möchte man lächeln; denn man

weiß ja, was der schwache Punkt der Berliner ist. Aber später entdeckt man, daß sie sich so sehr vielleicht doch nicht überschätzen. Das nähere Zuschauen bestätigt das Gefühl immer mehr, an einem wichtigen Orte zu weilen. Allerdings erkennt man eher, daß Berlin ein Zentrum geblieben oder wieder geworden ist, als wovon es der Mittelpunkt ist.

Was Handel und Wandel betrifft, kann man Berlin heute unmöglich zu den Weltstädten zählen. Doch wenn eine bestimmte Beschaffenheit der Atmosphäre den Unterschied zwischen Metropole und „Provinz“ ausmacht, dann ist Berlin eine Weltstadt geblieben. Man braucht nur zu einem Friseur zu gehen, um das zu spüren.

So merkwürdig das in einer Stadt, die den Ruf hat, „rot“ zu sein, sich ausnimmt: in Berlin weiß man noch die Formen und die Formeln der Bedienung

zu gebrauchen. Das könnte als ein Rest von preußischem Untertanengeist erklärt werden, wenn nicht gerade aufiele, wie wenig sich diese leichtgekonnnte Verbindlichkeit an Würde vergibt. Das Gefühl für Gleichheit ist hier bereits zu solcher Selbstverständlichkeit gediehen, daß es keinerlei Rüpelhaftigkeit mehr nötig hat, um sich zu behaupten. Ein Berliner Schaffner sagt zu einem Fahrgast, den er zur Rede stellen will: „Der Herr, bitte!“ und das ist höflich, ohne servil zu klingen, und zugleich bestimmt, ohne aufsässig zu wirken.

Die Menschen setzen voneinander eine sehr bereitwillige Ansprechbarkeit voraus, nutzen sie aber gewöhnlich nur sparsam und selten taktlos aus. Der markt-schreiende Bananenverkäufer weiß ganz genau, daß die Umstehenden seine rhetorischen Tricks durchschauen, aber er weiß auch, daß sie aus einem Sinn für Humor seinen Tiraden gern zuhören. Gerade diese Sicherheit der vorherigen Verständigung darüber, wie weit er ernst genommen wird und wie weit nicht, gibt dem Berliner Witz die innere Freiheit, die ihn so überwältigend machen kann.

In Berlin ist die Sitte noch nicht ganz vergessen, daß jüngere Leute älteren Leuten ihren Platz in der Bahn anbieten, und das erstreckt sich manchmal sogar auf junge Damen gegenüber älteren Herren. Die kleinen Jungen reden einen Fremden ohne Umstände mit „Onkel“ an, und sie tun es nicht nur, wenn sie Hilfe brauchen, sondern auch, wenn eine Mitteilung sich ihnen auf die Zunge drängt. „Sieh mal, Onkel, der Totenwagen!“ rief ein Knirps und strahlte dabei vor Erkenntnisfreude. So etwas kann einem vielleicht in New York auch passieren, aber in einer Kleinstadt kaum.

Die Umgänglichkeit macht die Berliner keineswegs zu besseren Menschen. Sie beruht zunächst nur auf Wendigkeit und der sozusagen kollektiven Erfahrung, daß das Leben auf diese Art am reibungslosesten vonstatten geht. Aber sie macht sie zu Weltstädtern.

Im Augenblick freilich ist Berlin etwa in dem Sinn eine Weltstadt, wie ein König im Exil noch ein König ist. Die Frage ist nur, ob sich Weltstädte so leicht absetzen lassen wie Könige.

Ohne den politischen Hellschern zu viel zu glauben und ohne einem geopolitischen Mystizismus zu verfallen, kann man sich wohl mit genug Besonnenheit an diese Voraussicht halten: Da geographische Mittelpunkte unverrückbar bleiben und da die Konsequenz der Geschichte dazu zwingt, diese Mittelpunkte zu besetzen, kann auf die Dauer eine politische Bedeutung für Berlin nicht ausbleiben. Ungewiß ist, wie das Gebilde aussehen oder heißen wird, das von Berlin aus beherrscht werden wird. Aber Berlin „abzuschreiben“ ist nicht nur töricht, sondern unmöglich. Freilich kann man einen Brückenkopf aufgeben. Aber man hat damit nicht das andere Ufer abgeschafft. Irgendwer wird wissen, warum er sich in Berlin festsetzt. Denn Berlin ist mehr als ein Brückenkopf.

Die Überlegungen, in welchem Sinn Berlin zukünftig eine Hauptstadt sein könnte, müssen von der Frage ausgehen, in welchem Sinn Berlin bereits eine Hauptstadt ist.

Wahrscheinlich werden andere Städte Berlin den viel gerühmten Vorzug der größeren politischen Reife abstreiten. Doch dieser Vorzug bedarf, wenn er vorhanden ist, nicht der Anerkennung. Er ist selbst ein politisches Faktum, das durch sein bloßes Vorhandensein zur Geltung kommt. In dieser Beziehung können Hauptstädte nicht gewählt werden.

Politische Reife ist auch nicht mit moralischer Reife gleichzusetzen. Man braucht Berlin keinerlei beschämende Überlegenheit zuzugestehen. Es ist Hauptstadt nicht aus Verdienst, sondern nur aus Temperament und Eignung.

Seit der künstlichen Abschürung ist Berlin ein Stadtstaat geworden, in dem durch die Fügung der Geschichte auf kleinem Raum dieselben Energien aufeinandertreffen, die sich auf dem großen Schauplatz der Weltpolitik mitein-

ander messen. Das Ringen der geschichtlichen Mächte verdichtet und veranschaulicht sich hier fast zu so etwas wie einem Schulbeispiel. Würde es nicht gegen die Ehrfurcht verstoßen, die einem ernsten Schicksal gebührt, so könnte man Berlin als eine Art von Laboratorium bezeichnen, in dem die Geschichte an der Ordnung der Zukunft experimentiert. Es ist nicht nur der Zusammenstoß mit dem „Leviathan“, der in Berlin sein Versuchsfeld hat, sondern auch der ideologische Sozialismus hat sich hier einer für alle Beteiligten zumindest lehrreichen Probe gestellt. Die Erfahrungen, die sich dabei ansammeln, geben der Stadt einen Vorsprung, der schwer wird aufgeholt werden können. Berlin wird, ob man es will oder nicht, in manchen Dingen voraus sein und den Ausschlag geben. Darum wird es tatsächlich wohl eine Hauptstadt bleiben, auch wenn es der Sitz keiner Regierung ist.

Man hätte meinen können, daß es Berlins Chance gewesen wäre, als es den politischen Vorrang verlor, den geistigen zu behalten. Das ist nicht gelungen. Berlin stellt heute die deutsche Zivilisation nicht mehr dar. Es ist nicht Deutschlands New York geworden, sondern sein Hongkong.

Berlin ist zum Beispiel nicht mehr, was es früher unbestritten war, die Hauptstadt des deutschen Theaters. Nicht, daß die Aufführungen hier alle schlechter wären als anderswo. Aber das Durchschnittsniveau hat noch nicht die Höhe erreicht, die einen Anspruch auf Führung begründen könnte.

Nun ist die Kunst heute nicht nur in Berlin in einer Krise. Ein neuer Stil des Geistes hat sich noch nirgends überzeugend entwickelt, so daß jede Stadt, die die Nachfolge Berlins als Kunstmetropole anzutreten gedenkt, vorläufig in Verlegenheit sein muß, auf welche Weise sie eine gelegentliche gute Position auf die Dauer befestigen kann. Darum hat Berlin seine Chancen, das Alte wiederzugewinnen, noch nicht ganz verloren.

Freilich ist das Heil keineswegs von der allmählich einsetzenden — großmütigen oder reumütigen — Rückkehr der alten Prominenz zu erwarten. Das Theater ist, wenn es leben will, auf die nachrückenden jungen Talente angewiesen. Daß diese immer noch ausbleiben, ist allenthalben die große Sorge. Das Problem wäre für Berlin nur insofern schwieriger, als bei dem allgemeinen Mangel die Aussichten geringer sind, sich den Vorrat an Begabungen zu sichern, der nötig wäre, um sich zu erneuter Vorbildlichkeit emporzuarbeiten. Aber es gibt noch feindlichere Umstände, die das Kunstleben in Berlin beeinträchtigen.

Obwohl es erstaunlich ist, wie wenig die Berliner sich ihre Lebenslust durch die allgegenwärtige physische Bedrohung schmälern lassen, liegt eben doch mehr Unruhe und Nervosität in der Luft, als dem Gedeihen der Kunst günstig ist. Daß Berlin eine Insel ist, braucht die Musen nicht zu behelligen. Aber leider ist Berlin keine Insel, sondern ein Rettungsboot. In einem Rettungsboot hört besonders dann die Gemütlichkeit auf, wenn die Plätze für alle, die herein wollen, nicht auszureichen drohen. Doch brauchen sich wohl die Verhältnisse nur wieder bis zu dem unerläßlichen Mindestmaß an Ausgeglichenheit zu beruhigen, und Berlin wird wieder ein jedenfalls nennenswerter Ort des deutschen Kulturlebens sein.

Berlin hat seine Macht verloren und viel von seinem Glanz eingebüßt. Aber es hat eine neue Art von Faszination gewonnen. Wenn der abendliche Kurfürstendamm den Anschein zu erwecken versucht, er sei schon wieder eine Fifth Avenue, so glaubt man das nicht ganz, weil man der Eleganz zu deutlich anmerkt, daß sie nicht aus dem Überfluß, sondern aus der Anstrengung stammt. Die Lichterpracht bekommt jedoch eine ernstere Bedeutung, als sie es in Friedenszeiten je gehabt hat, wenn man vom Kurfürstendamm etwa zum Potsdamer Platz fährt. Dort lieferten sich eine Zeit lang die westliche und die östliche Propaganda nächtliche Duelle: Leucht-

schriftgeflimmer gegen Lautsprechergetöse. Inzwischen hat sich der Kampf wohl totgelaufen. Aber was am Potsdamer Platz zeitweilig fast die Form der Volksbelustigung annahm, das findet in Berlin dauernd statt: die feindlichen Mächte suchen sich darin zu über treffen, vor den Augen der Berliner Trümpfe auszuspielen. Wie sollte diese dauernde Vorstellung den Zuschauern nicht wenigstens den Blick für die politischen Schwächen schärfen!

Aber es ist nicht der politische Gegensatz allein, der Berlin zu einem Beobachtungsplatz von so ungemeiner Ergiebigkeit macht. Wenn man vom Westsektor in den Ostsektor kommt, betritt man nicht nur eine andere Hoheitszone, sondern eine andere Welt. Man kann in Berlin sozusagen vom Broadway zum Roten Platz zu Fuß gehen. Wer in Berlin wohnt, ist gewissermaßen in Paris und in Warschau zugleich zu Hause. Dasselbe Berliner Idiom klingt einmal wie eine Art von Cockney, das andere Mal wie ein sibirischer Dialekt. An der Jugend wird der Unterschied besonders augenfällig.

Die Möglichkeit, Gegensätze zu vergleichen, und zwar Gegensätze, die eigentlich um Erdteile auseinanderliegen, ist für den Geist, wenn er die Wahrnehmungen verarbeiten kann, eine sehr große Gelegenheit, wenn er es nicht kann, aber eine ebenso große Gefahr. Das Weltverständnis, das an Beobachtungen, wie man sie in Berlin machen kann, heranwächst, wird entweder zu einem Höhepunkt überlegener Ironie aufsteigen oder in einen Abgrund von völliger Verwirrung stürzen. Da auch sonst überall die Geistesverfassung der modernen Menschheit auf diese beiden Extreme losgeht, nimmt die Sinnesart, die sich in der Zweisektorenstadt Berlin ausbildet, symptomatischen Charakter für unsere Zeit an.

Doch die Gegensätze begnügen sich nicht mit ihrer friedlichen Zurschaustellung. Sie suchen nicht nur den Blick zu fangen, sie greifen nach dem Menschen selbst und zerren an seinen Nerven, sei-

nem Glück, seinem Seelenfrieden. Wenn es, wie Ernst Jünger sagt, das „Kapital an Schmerz“ ist, was „der eigentlichen Währung unserer Zeit“ den Rückhalt gibt („Über die Linie“, S. 18), dann liegt in Berlin zweifellos eine der Schatzkammern dieser Zeit.

Man kommt in jeder ernsthaften Diskussion zu dem Zeitpunkt, wo die Argumente aufhören, bloße Gedanken zu sein. Wenn irgendwo, dann sind in Berlin gewisse Dinge so weit gediehen, daß es überflüssig ist, über sie zu sprechen. Die Worte, die jetzt noch von der anderen Seite geschrien, nicht gesprochen werden, sind nicht mehr als Verständigungsmittel gemeint. Sie lassen es sich nicht die geringste Mühe mehr kosten, der Lüge das Ansehen von Wahrscheinlichkeit zu geben. Die Lüge, die auf roten Plakaten über den Straßen des anderen Berlins prangt, grinst aus einem unmaskierten Gesicht nicht mehr auf Umworbene, sondern auf Unterdrückte herab. Es ist alarmierend, das Böse seiner selbst so sicher zu sehen, daß es unverkleidet hervortritt, aber zugleich befreiend, wenn man weiß, daß es damit im Grunde den Bereich seiner Gefährlichkeit verlassen hat. Das Böse, das anfängt grotesk zu werden, fühlt sich seinem Ende nahe. In dem gleichen Raum, in dem sich das Unheil verdichtet hat, scheint sich eine Reinigung vorzubereiten.

Es ist also auf verschiedenen Ebenen, daß sich im Punkt Berlin Linien kreuzen, die aus allen Teilen der gegenwärtigen Welt herkommen. Ein solcher Punkt verdient Aufmerksamkeit vor vielen anderen. Wenn es den heiligen Paulus nicht mißverstehen heißt zu glauben, daß auch für die Verbreitung des Reiches Gottes so etwas wie eine Strategie zu beachten ist, dann könnte es ein Versäumnis bedeuten, die Möglichkeiten, die ein Schlüsselpunkt wie Berlin dem Evangelium bietet, zu übersehen.

Berlin besitzt einen wachen und mutigen Katholizismus. Doch wenn es diesem Katholizismus durch die Ungunst der Verhältnisse schon fast unmöglich

gemacht ist, sich selbst zu erhalten, so ist es aussichtslos von ihm zu erwarten, er könne aus eigener Kraft auch noch den Aufgaben gewachsen sein, die eine missionarisch günstige Lage vielleicht stellt. Wenn Berlin eine christliche Hauptstadt sein soll — und es hat sicher die Bestimmung dafür —, dann muß es wie alle Hauptstädte vom Zustrom der Kräfte leben. Werner Barzel S. J.

### Ein neues Wort über Caux

Einer Bewegung, die so zahlreiche Schattierungen aufweist und sich so wenig in einer fest umrissenen Lehre darstellt wie die „moralische Aufrüstung“ (MRA), gerecht zu werden, ist nicht einfach. Man wird versuchen müssen, die vielfachen Tönungen ihres Erscheinungsbildes möglichst getreu wiederzugeben. Man wird jedoch dabei nicht stehenbleiben dürfen. So lebendig und anschaulich Erlebnisberichte aus Caux auch sein mögen, der denkende Mensch verlangt eine Stellungnahme, die hinter die Erscheinungen zu sehen sucht.

Nicht gerecht würde der MRA zweifellos eine Ablehnung, die alles an ihr in Bausch und Bogen verurteilt. Es scheint jedoch auch eine restlose Zustimmung fehl am Platze zu sein. Die Atmosphäre des gegenseitigen Verständnisses, der Aufgeschlossenheit und Sauberkeit, die von allen objektiv urteilenden Beobachtern gerühmt wird, darf nicht darüber hinwegtäuschen — und wie gerne ließe man das in einer Zeit, da diese Tugenden unter uns Christen recht selten geworden sind, geschehen! —, daß doch auch schwerwiegende Einschränkungen zu machen sind. Nicht alles, was nach außen hin christlich zu sein scheint, trägt wirklich das Siegel der Fülle christlichen Geistes. Gewiß ist die Liebe das Kennzeichen der Jünger Christi. Wo sie fehlt, fehlt Christus; wo sie die Menschen untereinander verbindet, sind diese zum wenigsten „nicht ferne vom Gottesreich“. Aber die christliche Liebe hat ein untrügliches Kennzeichen: „Meine

Liebe ist gekreuzigt“.<sup>1</sup> Die Stellung zum Kreuz Christi und zum Geheimnis unserer Teilnahme an ihm ist der Prüfstein aller echten Liebe.

Wie Caux zu diesem Erweis christlichen Geistes steht, darüber handelt ein in „Wort und Wahrheit“ (Wien, Dezember 1950) erschienener Aufsatz, der den Schweden Sven Stolpe<sup>2</sup> zum Verfasser hat und zum Besten gehört, was in letzter Zeit über die MRA geschrieben wurde. Der Verfasser kennt Caux aus langjähriger unmittelbarer Erfahrung. Man kann ihm also nicht Unkenntnis oder nur theoretisches Wissen vorwerfen. Auch der Vorwurf der Einseitigkeit trifft ihn nicht; denn vorsichtig abwägend sucht er Caux gerecht zu werden.

Er meint, nirgendwo anders gäbe es eine solche Gemeinschaft frischer und gelöster Menschen wie in Caux. Bosheit und Engstirnigkeit, die auch in katholischen Klöstern manchmal zu finden seien,

<sup>1</sup> Dieses Wort stammt aus dem Römerbrief des heiligen Ignatius von Antiochien. Ignatius von Loyola stellte es an die Spitze seiner Merksätze. Siehe Hugo Rahner, Ignatius von Loyola und das geschichtliche Werden seiner Frömmigkeit. Salzburg 1947, Anton Pustet, S. 63.

<sup>2</sup> Sven Stolpe, 1905 geboren, studierte Literaturgeschichte in Stockholm, Jena und an der Sorbonne zu Paris. 1924 veröffentlichte er sein erstes Werk, „Zwei Generationen“, dem ein Jahr später sein erster Roman, „Im Wartezimmer des Todes“, folgte. Sehr früh schloß er sich der Oxfordgruppenbewegung an und wurde eines ihrer führenden Mitglieder in den nordischen Staaten. Viele seiner Bücher zwischen 1936 und 1942 sind der Arbeit der Bewegung gewidmet. Der Krieg jedoch zeigte ihm den Abgrund der dämonischen Macht, vor deren Drohung er keine andere Rettung sah als in der einzig unerschütterlichen Kraft dieser Erde, der katholischen Kirche. Sie hatte er bereits während seiner Studien in Frankreich kennen gelernt. Sein 1936 erschienenes Buch, „Die christliche Phalanx“, gibt eine Darstellung der führenden Männer der katholischen Erneuerungsbewegung in Frankreich. Nach dem Krieg fand er endgültig heim zur Kirche. 1947 empfing er in der Abtei Sainte Marie in Paris durch einen syrischen Mönch die heilige Taufe in der katholischen Kirche.